

Ludwig Laher

Heiter. Bedeckt

Wahrnehmungen durch
das Weitwinkelsubjektiv

tandem : essay 2

Ist der Himmel zu $\frac{2}{8}$ (also einem Viertel) bedeckt,
ist es heiter.

(wetter.de)

Inhalt

Ich und das Weitwinkelsubjektiv	5
In Fünferschritten	7
Listening To Levon	19
Was fehlt Ihnen, was haben Sie zu viel?	29
Ihi Am	37
Heiter. Bedeckt	45
Einem Begräbnisvergnügen nachdenken	55
Messer im Kopf	65
Alles Glück und Unglück der Erde	71
Ella und Lucie	75
Etwas Besseres als den Tod finden	85
Gegenwärtig sein	101
Zu guter Letzt	109
Anmerkungen	119
Quellennachweis	121

Ich und das Weitwinkelsubjektiv

Zu diesem Buch

Ich neige an sich nicht dazu, viel von dem, was mir jenseits meiner klar strukturierten literarischen Vorhaben ausführlich durch den Kopf geht, gleich schriftlich festzuhalten. Das hat nichts mit Trägheit zu tun, sondern mit der Unlust, mein Denken permanent auf Verwertbares abzuklopfen. Für das beengte Format von Zeitungskommentaren nehme ich in den letzten Jahren allerdings häufiger zu aktuellen Themen oder Grundsätzlichem Stellung. Doch speisen sich diese Texte aus einem ähnlich konkreten Antrieb wie zum Beispiel meine Romane.

Nun lege ich einen Band mit übersichtlich langer essayistischer Prosa vor, die, wie es sich für die Gattung gehört, mein ganz persönlicher Zugang kennzeichnet. Ich räume mir als Person hinter dem Zugang, deren bereits recht langes Leben eine ganze Menge Anknüpfungsmöglichkeiten vorrätig hält, sogar ungewöhnlich viel Raum ein und fördere zu diesem Zweck manch biographischen Splitter zutage. Gern gebe ich zu, dass ich mich wichtig nehme.

Genau genommen sollte ich von einer starken Wechselwirkung zwischen den Blitzlichtern aus meinem Leben und dem jeweils verhandelten Gegenstand sprechen. Denn das entspricht eher dem hinter – oder, zeitlich

betrachtet, vor – der Niederschrift liegenden Überlegen, Erwägen, Verknüpfen, bei dem ich es in den meisten Fällen fast belassen hätte. Gelegentlich kommt es daher zu einander bedingenden Schichtungen aus beiden Quellen, die sich in der Durchführung meiner Unternehmung widerspiegeln dürfen.

Selbst die bereits publizierten Beiträge entstanden, wiewohl in der Regel mit Einladungen an mich verbunden, nur bedingt extra für die jeweiligen Zwecke. Vielmehr bewegte ich mich anlassbezogen mit einer Art Schmetterlingsnetz durch meinen Kopf und sammelte ein, was da so schwebte, manchmal schon eine halbe Ewigkeit, weil mich die Sache wieder und wieder beschäftigte, ohne bislang papierenes Gewicht bekommen zu haben.

Nichts aber liegt mir seit je ferner als Introspektion um der Introspektion willen. Ich habe meinem inneren Auge deshalb ganz automatisch ein Weitwinkelsubjektiv vorgesetzt. Das kostet nicht viel, nur Wachheit und Erkenntnisinteresse, das den Tellerrand übersteigt.

So ein Weitwinkelsubjektiv verzerrt die Wirklichkeit übrigens keineswegs. Dass diese sich aber wegen verschiedenen gefüllter Erfahrungsschatztruhen derer, die wahrnehmen, bis zu einem gewissen Grad unterschiedlich zeigt und anfühlt, ist wenig verwunderlich. Schon die Sprache selbst, die Deutung ihrer Begriffe und deren Geschichte, ist uns nur bedingt gemeinsame Grundlage. Unter anderem, weil ich mehr wissen will über mich und mein Verhältnis zur Welt, schreibe ich. Texte wie die folgenden gehören sicherlich in dieses Segment meiner Arbeit.

In Fünferschritten

Oder: Sich neue Bilder aus alten machen

Ich bin jetzt fünfundsechzig. Pensionsreif, heißt das in der Welt da draußen. Soeben ist ein umfangreicher Band über mein Werk und – bis zu einem gewissen Grad – den Menschen dahinter erschienen. Es mag Zufall sein, aber mir passt das ins Bild, das mir nicht so recht passen will: Bilanz wird gezogen. Zwischenbilanz, widerspricht man mir aufmunternd.

Sollten auch Sie bereits über eine erkleckliche Zahl an Jahresringen verfügen, kennen Sie das sicherlich: Dimensionen verändern sich, Zeitebenen schieben sich ineinander, manch ein biographischer Stein hat es satt, auf dem anderen zu verharren. Die Wege der Kindheit, so noch vorhanden, sind in Wahrheit viel kürzer als beharrlich gespeichert. Wenn ich länger zurückliegende Ereignisse spontan zeitlich einordnen soll, irre ich mich mittlerweile nicht selten um ein ganzes Jahrzehnt oder mehr. Mein vom Krebs ausgemergelter, grauhaariger Vater in seinen Vierzigern mit den gelbfaltigen, fremd gewordenen Händen, ein Greis für sein fünf Jahre altes Kind, wird demnächst von meinem sportlichen Sohn mit seinem immer noch jugendlichen Auftreten altersmäßig eingeholt werden. Ich war fassungslos, als mir das neulich in den Sinn kam, und ich glaube es immer noch nicht so recht.

Mit zehn war ich felsenfest davon überzeugt, dass im Prinzip alles erfunden sei. Gut, die Autos und die Fernseher sahen etwas eckiger aus als noch ein paar Jahre zuvor, die Astro- und die Kosmonauten würden sich, dachte ich, bald einmal weiter ins Weltall, gar bis zum Mond hinaustrauen, und der beklemmend nahe Eiserner Vorhang dürfte technisch weiter aufgerüstet werden, um bis zum Sankt Nimmerleinstag gute schlechte Dienste zu leisten. Aber das alles gab es bereits, ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass da noch etwas fehlte. Die Grenzen, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne, schienen endgültig gezogen, auch in meinem kleinen Kopf.

Science fiction war nie mein Ding. In der an sich schwer textlastigen Kinderzeitschrift *Wunderwelt* fand sich neben den reich bebilderten, betulich gereimten Abenteuern Zwerg Bumstis, der immerhin eine leibhaftige Maus zur Gattin genommen hatte, mit der er zufrieden in einem Pilzhaus wohnte, sogar ein richtiger Comicstrip. Der hatte einen Erfinder zum Gegenstand. Durch Dutzende Folgen wirkte der gute Mann Mitte der Neunzehner mit vielen, oft spaßigen Rückschlägen an dem, was heute autonomes Fahren heißt. Ich sehe noch die Bilder vor mir: Seine Kinder hinten im Fahrzeug, niemand am Steuer. Erstens völlig unreal, zweitens: Wozu um alles in der Welt? So dachte der Zehnjährige.

Der Fünfzehnjährige besuchte mit großer Freude das Freifach Literaturpflege, in welchem uns ein kurz vor seiner Pensionierung stehender Gymnasiallehrer, der, wie ich viel später erst erfuhr, das KZ überlebt hatte, unter anderem mit Antikriegsliteratur bekanntmachte, da-

runter Wolfgang Borcherts *Lesebuchgeschichten*. Von Borchert und diesen Kürzestgeschichten hatte ich noch nie etwas gehört, aber eine von ihnen erst Wochen davor selbst geschrieben, zumindest was den Inhalt mit seiner Pointe anlangte.

Der Weißhaarige mit dem auffällig roten Gesicht, von seinen Schülern als Glühbirne titulierte, meinte auf meine schüchterne Frage, wie das möglich sein konnte, entspannt, die Grundidee von den beiden verfeindeten Soldaten, durch deren benachbarte Gräber sich später derselbe Wurm frisst, ohne einen Unterschied zu bemerken, habe Borchert nicht für sich gepachtet, sie sei einem anderen sensiblen Gemüt durchaus ebenfalls zuzutrauen.

Und der Professor wollte meine Texte lesen, und er hielt sie für gut und er überredete mich, einige davon im aufwendig gedruckten Jahresbericht zu publizieren. Und er riet mir, andere für ein Anthologievorhaben junger Literatur an einen Verlag zu schicken, und ich wurde auch dort gedruckt, und vielleicht verdanke ich Glühbirne alles, ganz sicher aber den Mut, mich mit meinen Geschichten und Gedichten hinauszuwagen aus der Schreibtischlade. *Ladies of the Canyon* hörte ich noch nicht mit fünfzehn, als Joni Mitchells herausragendes Album erschien. Mit *Big Yellow Taxi* machte mich damals vielmehr der mir bereits wohlvertraute Bob Dylan bekannt, und die bitter-ironische Refrainzeile *They paved paradise and put up a parking lot* dieser frühen ökologischen Hymne mit dem sarkastischen privaten Anhängsel einer gescheiterten Beziehung gehörte zu den ersten nachhaltigen Eindrücken, die mein Grundgefühl, an der Verbesserung der Welt werde trotz Vietnam und trotz der stets dräuenden

Gefahr eines Atomkriegs an vielen Ecken und Enden mit Elan gearbeitet, ein wenig ins Wanken brachten. Aber, wie hieß es doch gleichzeitig aus dem Munde der Spontis optimistisch: *Unter dem Pflaster liegt der Strand*.

Heute stehe ich einigermaßen verloren auf diesem unsäglichen Großparkplatz, dessen Versiegelung längst bis an den Horizont reicht, unter mir der glutheiße Asphalt und unter ihm das gestrandete Paradies, an das ich ohnehin nie so recht glauben konnte.

Von dort kam, als ich zwanzig war, ein vazierender Studiosus auf den Hof und um eine milde Gabe ein. Die Bäuerin, allein daheim, ließ er zunächst wissen, sein Weg führe ihn von weit her, nämlich von Paris, was ihr nichts sagte, weswegen sie glaubte, das ihr wohlvertraute Wort Paradies vernommen zu haben. Das nahm der ungebetene Gast dankbar zur Kenntnis. Vorsichtig fragte sie nämlich nach, ob er dort zufällig ihren früh verstorbenen ersten Mann getroffen habe. Sie musste ihn nur sehr oberflächlich beschreiben, und der junge Mann war sich ganz sicher. Dem würde es dort leider elend gehen, er friste sein ewiges Leben im alten Leichenhemd, immer noch habe er es weder zu einer ordentlichen Hose noch zu Schuhen gebracht. Trotz der weiten Wanderung, die ihm bevorstünde, bevor er sich zurück ins Paradies aufmachen würde, willigte der Student ein, sich mit tadelloser Kleidung vollpacken zu lassen und sie dem darbenden Verblichenen samt einem hübschen Sümmchen Bares auszuhändigen. Solchermaßen ausgestattet, zog er beschwingt von dannen.

Selig erzählte die Bäuerin ihrem heimgekehrten zweiten Mann die unglaubliche Geschichte, worauf der flugs aufs

Pferd sprang und dem Kerl mit dem auffälligen gelben Halstuch und dem schweren Gepäck spornstreichs nachjagte. Der angebliche Studiosus sah ihn schon von weitem kommen, versteckte die Bündel samt Halstuch in einer Dornenhecke und schickte den Bauern ins Unterholz, wohin sich der von ihm Gesuchte mit Blasen an den Füßen und vom Gewicht des Mitgeschleppten außer Atem verzogen habe. Gerne wolle er derweil auf das Pferd schauen.

Sehr spät erreichte der ins Bockshorn gejagte Landmann auf Schusters Rappen den heimatlichen Hof. Seiner Frau erklärte er, dem Paradiesboten auch noch das beste Pferd überlassen zu haben, damit der schneller dorthin gelangen und seinen bettelarmen Vorgänger beliefern könne. Sie aber solle unbedingt Stillschweigen über die Geschichte bewahren. Doch das war der Bäuerin leider nicht mehr möglich, hatte sie die wunderbare Fügung inzwischen doch bereits der gesamten Nachbarschaft in allen Details auseinandergesetzt.

Ich las Hans Sachs' Fastnachtsspiel *Der farendt Schuler im Paradeiß* aus 1550 während meines Germanistikstudiums und fand es nur mäßig erheiternd. Als Autor mit der Schlichtheit von Menschen Schabernack zu treiben, das wollte sich mit meinen damaligen moralischen Ansprüchen nicht recht vereinbaren lassen, auch wenn das Geschehen im fernen sechzehnten Jahrhundert zu verorten war. Wenigstens war 1976 hoffentlich niemand mehr so grenzenlos dumm wie diese Bäuerin.

Und heute? Jeden Tag lassen sich im Netz Zeitgenossinnen und Zeitgenossen in großen Stückzahlen nicht nur mit den hirnrissigsten Verschwörungstheorien anstecken,

sondern auch auf die aberwitzigste Weise abzocken. Und das ganze globale Dorf weidet sich an einschlägigen Berichten, nicht selten von den exhibitionistischen Opfern selbst online gestellt, die zwar die digitalen Segnungen des Binärcodes virtuos anzuwenden wissen, aber eins und null nicht zusammenzählen können.

Der uralte, scheinbar hoffnungslos verstaubte Meistersinger Hans Sachs hat sich also gegen alle Wahrscheinlichkeit zum von den Zeitläuften überzeugend bestätigten Propheten gemausert, zum hochaktuellen Kommentator einer verheerenden gesellschaftlichen Dynamik, die unter anderem hunderttausende anspruchsfreie Kids dröge Influencerinnen anbeten lässt und selbständiges Denken de facto aus dem Bildungskanon eliminiert.

Dem Zwanzigjährigen wäre solch ein Glaskugelblick in die von ihm erlebbare Zukunft genauso unwirklich und absurd vorgekommen, wie dem Fünfundzwanzigjährigen im ersten Moment die bittere Erfahrung der damaligen Gegenwart unwirklich und absurd vorgekommen ist, dass ihn die geliebte Frau von einem Tag auf den anderen verlässt. Mir brach der Boden unter den Füßen weg. Doch schon mit dreißig hatte ich ganz plötzlich zwei großartige Kinder im Haus, eines davon als elementarer Bestandteil des Doppelpacks, dessen anderer Teil mein Lebensmensch geworden ist, mein unerschöpflicher Kraftspender, und ich der ihre.

Als ich dann fünfunddreißig war, raunte man mir von allerlei Seiten das seltsame Wort vom Ende der Geschichte zu. Mit der unerwarteten Implosion des real existierenden Sozialismus in Osteuropa würde das Paradies ausbrechen. Schon wieder das Paradies. Ich war mir

jedoch vom ersten Moment an sicher, das gelte einzig und allein für den nun gänzlich entfesselten Raubtierkapitalismus, der die Asphaltierungsarbeiten des immer großzügiger dimensionierten Parkplatzes ab sofort massiv beschleunigen würde, und sollte damit wenig überraschend recht behalten.

Inzwischen war ich mir längst bewusst geworden, dass doch noch nicht alles erfunden war. Mit fünfunddreißig leistete ich mir den ersten PC und schleppte die schwere Kugelkopfschreibmaschine, ihrerseits bereits ein großer Fortschritt, in den Keller. Lediglich einer ihrer Köpfe durfte es sich zum Andenken auf meinem Schreibtisch direkt unter dem Bildschirm bequem machen, von wo er mir schon mein halbes Leben bei der Arbeit zuschaut.

Ja natürlich, ich schrieb. Schrieb, seit ich sieben war. Vorerst immer noch neben dem anstrengenden Brotberuf als Lehrer, aber mit vierzig war mir klar, jetzt war es höchste Zeit umzusatteln, wenn ich denn doch noch das eine oder andere Buch vorlegen wollte, das ich mir nicht neben allem anderen mühselig abgerungen, sondern mit voller Konzentration und aufwendiger Recherche zu Papier gebracht haben würde. Von meiner Frau ermutigt, was mir die Entscheidung bedeutend erleichterte, begann ich, die Weichen zu stellen, und stürzte mich bald darauf endlich ins kalte Wasser der ach so freien Autorentätigkeit.

Ich nahm Verbindung mit unterschiedlichen Vergangenheiten auf und fand bestätigt, was ich schon eine Zeitlang vermutet hatte: So vergangen war das alles nicht, dass sich keine tragfähigen Brücken dahin schlagen ließen. Heute würde ich unter anderem auch den Kollegen

Hans Sachs dafür in den Zeugenstand bitten. Die Vergangenen, sogar die Vergessenen hinterließen oft erstaunliche Spuren, und ich bildete mir ein, für mich waren sie sogar manchmal bereit, wieder lebendig zu werden.

Fünfundvierzig, Mitte des Lebens, wenn's gut geht. Für meinen Vater war dieses Alter schon fast der Endpunkt gewesen. Jetzt war ich hauptberuflich Schriftsteller, jedes neue Buch verkaufte sich vorläufig entschieden besser als das vorherige. Ich hatte mich im frühen neunzehnten Jahrhundert umgetan und in der Zeitgeschichte bis unmittelbar vor meiner Geburt. Jetzt, da ich Vaters kurze Lebensspanne bald hinter mir lassen würde, wollte ich jene ersten fünfzehn Jahre meines eigenen Lebens, an denen ich lange zu kiefeln hatte, in einem Roman besichtigen und wählte für mein Vorhaben trotz des Umstands, dass er nur die ersten sechs davon da gewesen war, den Vater als Ansprechpartner.

Und siehe da, was beim jüngsten Sohn Mozarts funktionierte und bei den Strukturen der Barbarei im NS-Staat, gelang auch auf der privaten Ebene. Der Vater ließ sich tatsächlich überreden, wir durchstreiften gemeinsam wieder die Spazierwege meiner frühen Kindheit. Die musste ich samt ihrer Vorgeschichte in Teilen sogar umschreiben, denn manches verhielt sich in Wirklichkeit ganz anders, als er und die Mutter mir zu ihren Lebzeiten weisgemacht hatten. Zornig machte mich das, wie ich bald feststellte, gar nicht, es war ja alles so lange her und gleichzeitig so gegenwärtig, dass ich stattdessen bloß ins Staunen geriet.

Mit dem Älterwerden wurden in mir also nicht nur die scheinbare Linearität und Eindeutigkeit chronologischer

Abläufe ordentlich durchgerüttelt. Auch einiges von dem, was ich als meine persönliche Geschichte und die meiner Vorfahren gespeichert hatte, wurde in seinen Grundfesten erschüttert. Außerdem lagen, als ich fünfundvierzig war, die Eltern und die Schwiegereltern bereits vollzählig auf dem Friedhof, meine Frau und ich fanden uns allzu früh an die Spitze der familiären Alterspyramide gestellt. Manchmal hatte ich das Gefühl, dieser Umstand machte uns ein wenig älter, als wir waren.

Mein Vertrauen in einen steten gesellschaftlichen Wandel zum Besseren hin war gründlich ausgehöhlt, und doch begannen für mich – auch jenen grimmigen morgenländischen Männern zum Trotz, die soeben eine praktische Abkürzung ins jungfrauengesättigte Paradies ihrer Einbildung über bislang geheime Eingänge in den New Yorker Twin Towers und im Pentagon fanden – nun die beiden stabilsten Dezennien, Voraussetzung für kontinuierliche Arbeit mit reichlich Ertrag auf einem Fundament persönlichen Glücks. Glück: ein Wort, das ich immer noch nicht leicht über die Lippen bringe.

Der Fünfzigjährige schickte einem Dutzend Menschen, die ihm viel bedeuteten oder zumindest einmal bedeutet hatten, die Einladung, ihn im Sommer nach seinem besonders runden Geburtstag bei einer anspruchsvollen Weitwanderung durch Österreichs Norden und Tschechiens Süden zu begleiten. Nicht alle auf einmal natürlich, sondern jeweils für eine Etappe. Täglich um etwa achtzehn Uhr fand der Wechsel statt. Ich wollte es nach einigem Zögern riskieren, auch aus den Augen verlorene ehemals eng vertraute Frauen und Männer einzuladen. Sie kamen tatsächlich und bescherten mir zwei Wochen

höchster Intensität. Zwei verabschiedeten sich seither wohl auf Dauer aus meinem Leben, denn sie gehörten, wie sich herausstellte, tatsächlich unwiderruflich meiner Vergangenheit an. Doch auch das stimmt nur bis zu einem gewissen Grad, denn schließlich bin ich das noch höchst gegenwärtige Resultat einer komplexen Sozialisation, an der gerade auch sie entscheidenden Anteil hatten.

Mit fünfundfünfzig konnte ich einem sehr neuen, gleichzeitig sehr alten Freund die deutschsprachige Ausgabe seiner in Kanada publizierten Autobiographie zum Geschenk machen, die meine Tochter – war sie nicht gerade erst auf die Welt gekommen? – mit mir übersetzt hatte. Darin beschrieb Hans wehmütig auch seine anscheinend allerletzte Besteigung eines österreichischen Gipfels mit dem Vater kurz vor dem Einmarsch Hitlers, der ihm zersetzendes jüdisches Blut nicht nur nachsagte, sondern es liebend gern auch vergossen hätte.

Jetzt lebte der im letzten Moment glücklich Entkommene als angesehener Geriater in Ottawa, wo er mich nach einer Lesung angesprochen hatte, als ich dort aus einem gleichzeitig auf Französisch und Englisch erschienenen Roman von mir las. Eine unerwartete letzte intensive Beziehung zu einem trotz seines Schicksals lebensfrohen Menschen meiner Elterngeneration ergab sich aus dieser Begegnung, und ich ermunterte den Fünfundachtzigjährigen erfolgreich, mit mir nach fast siebzig Jahren doch wieder auf einen ordentlichen österreichischen Berg zu steigen. Mit längeren Rastpausen gelang es von der Zwischenstation der Zahnradbahn aus, und es bedeutete ihm viel. Sag niemals nie, wusste schon James Bond.

Überhaupt die Natur, das Gehen, ein Leben lang unersetzliche Begleitung des Schreibens. In meinem sechzigsten Lebensjahr versperrten meine Frau und ich die Haustür, um zu Fuß vom oberösterreichischen Innviertel schnurstracks nach Süden über alle Berge, die sich in den Weg stellten, ans Mittelmeer nach Monfalcone zu marschieren. Die Welt war weit, und unsere Füße trugen. Endorphine ohne Ende. Dem Fünfzehnjährigen dagegen waren schon die fünfzehn Kilometer bergauf von Linz durch den Haselgraben unendlich weit erschienen, als er sie sich das erste Mal vornahm.

Und jetzt das Pensionsalter der anderen. Wahrscheinlich wäre es mir weit weniger bewusst geworden ohne die gewichtigeren gleichzeitigen Zäsuren in meinem Leben: Händewaschen, Abstand halten, Maske. Vorsicht allenthalben. Wann kommt die Impfung? Langes Bangen wegen der fast gleichzeitig mit Covid ausgebrochenen lebensbedrohlichen Erkrankung meiner Frau aus heiterem Himmel, die sie mit der ihr eigenen Disziplin und Fokussierung inzwischen doch überwinden konnte. So ähnlich ging es mir schon einmal mit fünf, als der Vater zusehends verfiel. Zum ersten Mal, seit ich denken kann, etliche lange Monate ohne eine einzige Zeile Prosaproduktion, nur ein paar eher widerwillig notierte Gedichte, die mich angeweht hatten. Vollständiger Rückzug wegen Corona und der hohen Vulnerabilität meiner geliebten Patientin, Einkauf durch junge Nachbarn. Pfleger zeitweise rund um die Uhr mit fünfundsechzig.

Ich schreibe inzwischen wieder, Kürzeres und Langes. Dieser Tage erreichte mich die Anfrage eines bedeutenden Museums, ob ich eines der grauen Schulhefte, die ich

zwischen sieben und neun mit meinen selbst verfassten Romanen und Gedichten befüllte, für eine Ausstellung zur Verfügung stellen und gleich auch einer digitalen Faksimilierung zustimmen würde, damit das Publikum darin blättern könne. Ich kramte *Henry, der Lokomotivführer* hervor und blätterte selbst darin. Das erste Kapitel *Ein komischer Gast* beginnt mit den Worten: *Man schrieb das Jahr 1873. Irgendwo im Westen ertönte der schrille Pfiff einer Lokomotive und gleich darauf ein Zischen.*

Ein Jahr früher, 1872, wurde mein Großvater geboren. Im letzten Sommer traf mein zweites Enkelkind ein, und meine Frau zerschneidet oben in ihrem Atelier alte Leinwände von Bildern, die ihr nicht so gelungen waren, wie sie hoffte. Noch hat sie nicht ganz die Kraft, wieder zu malen, wie ihr kräftiger Strich es verlangt. Stattdessen verblüfft sie mich mit ihrem neuen Projekt: Etliche Fragmente der jetzt zerstörten, vor Jahren entstandenen und zur Seite gelegten, an die Ungegenständlichkeit streifenden Großformate sind mit einem Mal perfekt gelungene kleine Gemälde; wir betrachten die Details und sehen anderes in ihnen als vorher.

Sollten auch Sie bereits über eine erkleckliche Zahl an Jahresringen verfügen, kennen Sie das sicherlich: Dimensionen verändern sich, Zeitebenen schieben sich ineinander, manch ein biographischer Stein hat es satt, auf dem anderen zu verharren. Man macht sich neue Bilder von alten. Und man staunt.